

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten**

**Klöden, Karl Friedrich von**

**Berlin, 1890**

Einundzwanzigstes Kapitel.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680**

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Den Abend darauf war Heinrich ziemlich zeitig bei dem Gefängniswärter. Er hatte für ihn ebenfalls ein Rosinenbrot, aber von feinem Mehl gebacken und gewann damit den Alten sehr für sich. Dieser fing sogleich an zu kosten, und verlor sich darin gar tief, denn schon war das Brot halb verzehrt und er schnitt sich immer noch Kosthäppchen ab. Mit einemmale fiel es ihm ein, daß er seinen Gefangenen noch nicht versorgt habe. Er holte den schon gepackten Korb, nahm die Lampe und ging.

Als er wiederkam, setzte er den mitgebrachten Korb auf die Erde und nahm dann Platz. — Der Korb hat wohl schon lange gedient? sprach Heinrich, und hob ihn auf. Er sieht ziemlich alt aus.

Franz. Ja, es ist schon manches Brot darin hinunter gegangen, ich habe ihn schon von meinem Vorgänger erhalten. Ich selber, müßt ihr wissen, bin erst so lange hier, als Johann von Duitow das Schloß hat, das sind nun — eins, zwei — ja, es sind doch schon sieben und ein halb Jahr. Wichtig, die Grete war ja noch ein kleines Ding. Er geriet ins Erzählen.

Heinrich hatte den Korb wieder hingesezt und unbemerkt vom Boden unterhalb des Korbes den Zettel abgelöst und eingesteckt. Der Alte erzählte noch lange und Heinrich hörte geduldig zu, bis die Zeit herandrückte, wo er ins Backhaus mußte.

Andern Tages schrieb Heinrich einen Brief an Herzog Ulrich und setzte ihn von seinem Plan in Kenntniss. Er bat ihn, eine Anzahl Reiter, doch nicht mehr als sechs, in der Nähe von Blaue um die Zeit des ersten Februar versteckt zu halten und sie zunächst an Arnold Freisack zu schicken, doch geheim, von welchem sie ihren Versteck noch genauer erfahren würden, wie Tag und Stunde der Befreiung, die sich jetzt noch nicht bestimmen ließen. Zur Beglaubigung legte er den Zettel mit Herzog Johanns Handzeichen bei. Diesen Brief schloß er in ein Schreiben an Arnold Freisack ein, dem er jedoch nur das Nötigste in etwas rätselhaften Worten meldete mit der Bitte, das Schreiben an

Herzog Ulrich zu schicken, denn einmal war der Plauderhaftigkeit Arnolds nicht zu trauen, und dann durfte Heinrich nicht deutlich sein, weil Arnold nicht lesen konnte und sich darum den Brief von einem andern vorlesen lassen mußte. Deshalb hatte er auch seinen Namen nicht unterschrieben so wenig als den Ort, von wo der Brief kam.

Meister Arnold begriff indessen wohl, was gemeint sei und schickte sogleich einen Knecht mit dem Briefe nach Stargard. In Bezug auf alles übrige war er auf einen künftigen Brief angewiesen.

Heinrich stieg immer höher in der Gunst des alten Franz und er merkte wohl, daß es der Alte gern gesehen haben würde, wenn er mit seiner Tochter in ein näheres Verhältnis getreten wäre. Manche seiner Äußerungen schienen auch darauf hinzudeuten. Heinrich nahm sich vor, in dem Mädchen keine Hoffnungen absichtlich anzuregen, aber die Sache zweifelhaft zu lassen. Soviel aber war ihm zur Gewißheit geworden, er mußte seinen Befreiungsplan so einrichten, daß Vater und Tochter dabei gänzlich aus dem Spiele blieben, denn er konnte es nicht über sich gewinnen, Leute, die ihn so freundlich behandelten, ins Unglück zu stürzen. Seine früheren Entwürfe mußte er darum gänzlich ändern.

Im Schlosse galt Heinrich als ein gutmütiger Mensch von ziemlich beschränktem Verstande, und da er sich mit den übrigen Mägden nicht weiter einließ als das Geschäft erforderte, so hatten sie bald weg, daß er sich in die Jungfer Schließerin vergafft habe und deshalb so viel bei dem Vater sitze und sich von den übrigen Dienstleuten fern halte. Sie zogen ihn damit nicht wenig auf und Heinrich duldete gern ihre Witreden, denn er konnte nun um so sicherer den Alten besuchen.

So mochten acht Tage vergangen sein, da war Heinrich wieder bei dem Alten. Dieser war nicht wohl und klagte über Schwindel. Heinrich benutzte diesen Umstand und erbot sich, den Alten zu begleiten und zu unterstützen, wenn er nach dem Turm ginge, damit er nicht von der Treppe oder gar von dem Bretterboden im Turme herunter fiele. Ihr seid ein guter Mensch, sagte der Alte. Aber es ist ein unangenehmer Gang und ich kann es nicht von euch verlangen, mitzugehen, auch ist im Turme eine sehr häßliche Luft.

Heinrich. Was schadet's. Muß der arme Gefangene darin beständig verharren, werde ich doch wohl auf ein paar Minuten aushalten können. Ich weiß so noch nicht einmal, wie es in einem solchen Turme aussieht.

Franz. Das weißt du noch nicht einmal, Heinz? Hast du denn noch niemals in einem Turme gefessen?

Heinrich. Nein.

Franz. O Semine. Das wundert mich. Dazu kann man ja auf die leichteste Weise kommen. In deinem Alter noch in keinem

Turme gefessen! Was bist du noch für ein unschuldiger Mensch! Nun, dann kannst du einmal mitgehen. Meine Krankheit wird das schon entschuldigen, denn ich darf eigentlich niemand zu dem Gefangenen lassen. Drum mußt du mir auch versprechen, kein Wort mit ihm zu sprechen.

Heinrich. Ich verspreche es euch.

Franz. Nun, so komm; willst du den Korb tragen? Na, immerhin. Faß mich fest, — unter den Arm. So, nun wird's schon gehen. Daß uns nur die Lampe nicht erlischt. Laß uns langsam gehen.

Sie stiegen eine steinerne Treppe hinauf. Ihre Stufen waren auf den senkrecht stehenden Wänden dick mit Reif überzogen, von welchem das trübe Licht der Lampe hell zurückfunkelte. Oben führte unterm Dache ein Gang rechts zu einer schweren eisernen Thür.

So, sprach Franz, nun laß mich los, wir müssen aufschließen. Nimm die Lampe, damit ich die Hände frei kriege. — Er nahm einen großen Schlüssel, steckte ihn in das mächtige Schloß, drehte und der Riegel sprang schallend zurück. Während der Alte aufschloß, hatte Heinrich ein Stück Wachs aus der Tasche gezogen und wärmte es über der Lampe, indem er that, als schütze er sein Auge gegen das Blenden. Er behielt es in der Hand und knetete es während der folgenden Minuten weich. Die Thür war geöffnet, sie traten durch das dicke Gemäuer in den Turm ein. Die Mauern hatten eine Dicke von 12 Fuß und der Eingang bildete einen engen eben so langen Gang, in welchem nur einer hinter dem andern gehen konnte. Als sie in den Turm traten, konnten sie bei dem schwachen Lichte den gegenüberliegenden Teil der kreisrunden Mauer kaum erblicken, auch nach oben schien der Turm sich bis ins Unbestimmte zu erstrecken. Im Sommer, sprach der Alte, schwirren hier viele Fledermäuse umher, wenn ich eintrete; aber jetzt ist es gar still, denn die Tierchen sind erstarrt und hängen wie tot an den Wänden.

Sie befanden sich auf einem Bretterboden. In der Mitte desselben stand eine starke hölzerne Winde über einer Öffnung, in welche von ihr ein Seil hinabging. Ringsum lief eine einfache Schranke. Tritt hier hinan, sagte Franz, und hilf mir erst den Korb anhängen an den Haken. Es geschah. Von unten herauf tönte schauerlich wie aus einem Grabe eine matte Stimme: Bist du da, Vater Franz?

Franz. Ja Herr, ich bins, ich bring euch eure Speise.

Herzog. Mit wem sprichst du denn da?

Franz. I, mit mir selber. Mit wem könnte ich denn außer euch sonst noch sprechen.

Herzog. Wie kommt es denn, daß du mir jetzt so gutes Brot bringst?

Franz. Schmeckt es euch?

Herzog. Wohl; hat Johann von Quitow diese Veränderung bewirkt?

Franz. Nein Herr, aber laßt es kommen von wem es wolle, kümmert euch nicht darum. Denkt der Bäcker sei daran schuld, denn von ihm kommt das Brot.

Herzog. Wird es denn noch nicht gelinder Wetter?

Franz. Noch nicht, das ist ein harter Winter, wie ich ihn noch nicht erlebt habe. Seit Martini unausgesetzt strenger Frost. Viele Mühlen können schon nicht mehr mahlen und in manchen Ortschaften kochen die Leute das Getreide, um doch was zu essen zu haben\*).

Herzog. Auch hier unten wird es immer kälter und kaum weiß ich mich mehr zu bergen. Ich muß schon tief in das Stroh hinein kriechen.

Franz. Armer Herr, habt nur Geduld, es muß sich doch einmal ändern. — Gehabt euch wohl, so gut ihr vermögt! —

Franz ging mit Heinrich schweigend zurück. Als sie in den Gang, der durch die Mauern führte, eintraten, jagte Franz: Das Zuschließen ist bei der Kälte eine böse Arbeit. Der Schlüssel hat sich unterdessen immer so sehr abgekühlt, daß beim Anfassen die Haut daran sitzen bleibt und man Gefahr läuft, sich die Finger zu erfrieren.

Laßt mich heute zuschließen, sprach Heinrich, der die Leuchte trug und sie auf die Erde setzte, als sie hinausgetreten waren. Er schlug die Thür prasselnd zu, schloß ab und zog den Schlüssel heraus. Während der Alte vorsichtig untersuchte, ob sie auch gehörig zu sei, drückte er schnell den Bart und das Rohr des Schlüssels in dem bereit gehaltenen weichen Wachs ab und schob es sorgfältig in seine Tasche. Dann ergriff er die Lampe und mit der andern Hand den Alten und geleitete ihn zurück. Er blieb noch eine Weile und verließ zur gewöhnlichen Zeit das Haus.

Am andern Tage erbat er sich Erlaubnis, nach Brandenburg zu gehen, mit dem Versprechen, nachmittags wieder da zu sein. Sie konnte ihm nicht verweigert werden. Er eilte fort und zu Meister Freisack, mit dem er weitere Abrede nahm. Am leichtesten schien ihm die Sache am Feste Mariä Reinigung oder Lichtmess durchzuführen und zwar während des vormittägigen Gottesdienstes. Dies Fest, welches auf den 2. Februar fiel, stand in sechs Tagen bevor. Meister Arnold mußte auch den Schlüssel bei einem seiner Bekannten bestellen und Heinrich ließ ihm zu dem Ende den Wachsabdruck da. Die Knechte, welche Ulrich schicken würde, sollten am gedachten Tage sich in einem näher bezeichneten Busche am linken Havelufer verstecken, um in Bereit-

\*) Dresser, Säch. Chronik S. 360.

schaft zu sein, den Herzog aufzunehmen und mit ihm davon zu gehen, wenn er ihn befreit haben würde. Ließe sich nicht vormittags thun, so sollte es nachmittags geschehen und Arnold sollte sie anweisen, wohl aufzupassen. Nach einigen Tagen erhielt Heinrich den Schlüssel durch Freisack zugeschickt und erwartete nun sehnlichst die Lichtmesse.

Der 2. Februar kam endlich heran und mit ihm das Fest. Heinrich hatte erfahren, daß an diesem Tage Johann von Quitow mit seiner Gemahlin und fast allen seinen Knappen und Knechten die Kirche in dem Flecken Plawe besuchen und die Lichterprozession mitmachen würden, und es war vorauszusehen, daß von dem Gesinde theils der Andacht, theils des Schauens wegen zugegen sein würde, was nur irgend abkommen konnte. Wer nicht der Messe beizuwohnen Zeit hatte, lief wenigstens zur Prozession, und dies war der Moment, den Heinrich benutzen wollte.

Um keinen Argwohn zu erregen, stellte er sich, als wollte er ebenfalls bei dem Gottesdienste zugegen sein. Johann von Quitow ließ Wachskerzen für sich und seine Leute nach der Kirche schaffen. Als die Glocken läuteten, zog sich Heinrich zur Kirche an wie ein ehrsameres Gesell, steckte das beste, was er hatte, in seine Taschen und den Kerferschlüssel dazu und wartete, bis Johann herabkommen würde. Die Glocken läuteten zum drittenmale; Johann von Quitow trat mit Agnes aus dem Schlosse und die Knechte und Dienstleute schlossen sich ihnen im geordneten Zuge an. So trat man aus dem Thore der Burg in das Städtchen und erreichte die Kirche. Heinrich war mitgegangen, ebenso auch der alte Franz.

Die Kirche war festlich geschmückt und erleuchtet, die feierliche Messe begann. Heinrich stand in großer Bewegung da; kaum vermochte er für das Gelingen seines Werkes zu beten. Er zog sich in die Nähe der Thüre, die Glocke erschallte, er fiel wie alle auf die Kniee und bekreuzte sich. Endlich schallte das ita missa est und der Küster trug die Wachskerzen herbei, um sie von dem Geistlichen für die Prozession weihen zu lassen. Ein Teil derselben, welche den Andächtigsten und Vornehmsten gehörten, bestand aus grünem Wachs. Die Weihe wurde vollzogen. Man brachte den Baldachin herbei, unter welchem der Geistliche das Hochwürdigste trug, die Kirchenfahnen und die Lichter wurden ausgeteilt und die Prozession trat zusammen, um dreimal den Markt und Kirchhof zu umschreiten. Jetzt schlich sich Heinrich zur Kirche hinaus und eilte der Burg zu. Da rief ihm unterwegs eine Stimme zu: Heinrich, wohin? Gehst du denn nicht mit in der Prozession?

Es war Grete. Sie hatte sich zum Zuschauen aufgestellt. Ich habe vergessen, das Feuer im Ofen gehörig zu besorgen und will nur schnell nachsehen, daß kein Schade geschieht, rief er ihr zu und schoß

vorüber, der alte Thorwächter öffnete brummend und Heinrich war im Schlosse.

Drinne war es still, wie ausgestorben. Nur ein paar Knechte waren zurückgeblieben. Unglücklicherweise waren sie auf dem Hofe und machten sich sogleich an Heinrich, ihn zu fragen, was er wolle. Heinrich gab ihnen dieselbe Auskunft, wie Greten und ging in das Backhaus. Hier wartete er, ob die Knechte sich entfernen würden. Aber diese standen fest wie angewachsen. Ein Vorwand, sie wegzuschicken, wollte sich nicht finden lassen. Er mußte zurück, um nicht auffällig zu werden, und die schöne Gelegenheit, seinen Gefangenen zu befreien, war vorbei. — Die Prozession war beinahe beendigt, als er ankam. Er schloß sich an und ging nach beendigter Ceremonie niedergeschlagen mit den übrigen nach dem Schlosse.

Betrübt, fast in Verzweiflung, schloß er sich in der Backstube ein und mochte niemand sehen. Irgend eine schadenfrohe Macht mußte sich ihm in dem vielleicht einzig günstigen Augenblicke gerade in den Weg stellen. Nun lauerten die Reiter des Herzogs versteckt draußen in der Kälte vergebens, er konnte nicht Wort halten! — Da wurde das Zeichen zur Mittagstafel gegeben. Ihm war alle Eglust vergangen und dennoch, wenn er nicht auffällig werden wollte, mußte er sich am Gefindetische einfinden. Wie schal und erbärmlich klangen ihm heute alle Späße der Knechte, wie gemein und jämmerlich ihr Wit. Sobald es sich thun ließ, schlich er davon und in seine Stube. Er setzte sich in einen Winkel und versank in Gram.

Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. Er legte die Hand sinnend vor die Stirn und sprang dann auf. Es mußte gehen, wenn es auch schwer war. Vor allem wollte er sehen, ob nicht von den Reitern des Herzogs etwas zu erblicken war. Er zog seinen Rock an, setzte die Kappe auf und ging zum Thore. Ich will nach der Stadt, rief er dem Wächter zu und öffnete sich die Pforte. Kaum hatte er das lastende Gemäuer hinter sich, so bog er rechts um und schritt dem Ufer der Havel zu.

Unfern im Norden der Burg, etwa eine Viertelmeile von ihr entfernt, zog sich bis an den Fluß ein hohes Elfengebüsch, welches von da auf Wiesenboden sich bis gegen Britzerbe erstreckte. Eine kleine Meile nördlich von Plaue lag mitten im Flusse eine buschige Insel. Auch das rechte Ufer der Havel war meistens mit Wald bedeckt. Doch erhoben sich an ihm die Dörfer Briest, Tiefow und ein Vorwerk.

Nach Heinrichs Bestellung sollten die mecklenburgischen Reiter in jenem Gebüsch, welches am linken Ufer eine Viertelmeile von Plaue entfernt war, versteckt liegen. Dahin richtete er seine Schritte. Aber es war nichts zu sehen. Freilich konnte er voraussetzen, daß sie sich gut

versteckt haben würden; aber sie sollten doch aufpassen und irgendwo hätte er wohl etwas von ihnen gewahr werden müssen. Er ging tief in den Busch hinein. Zuletzt rief er, aber es war öde und still um ihn und keine Stimme antwortete. Sie werden dich wohl bemerkt und für einen Fremden erkannt haben, dachte er, und wollen sich nicht verraten. Wahrscheinlich sind sie hier und zur rechten Zeit werden sie schon hervorbrechen. Aber wenn es nun Abend wird und sie unverrichteter Sache abziehen? — Doch das werden sie nicht; wenn sie auf der Lauer stehen, passen sie des Nachts so gut auf als am Tage. Wie, wenn sie dich hören könnten, so ließe sich ihnen ja wohl beibringen? In der Nacht gebt acht; schrie er, so laut er konnte mehrermale, trat den Rückweg an, und wiederholte den Ruf noch öfter, so lange er im Gebüsch war.

Gegen Abend ging er zum alten Franz und ließ diesen erzählen. Er war zerstreut, aber der Alte bemerkte es nicht, denn er war froh, wenn er nicht unterbrochen wurde. Als dieser schlafen gehen wollte, ging er nach Hause, besorgte hier noch seine Geschäfte und schickte den Jungen nach Mitternacht zu Bett.

Kaum war er allein, so zog er seine Gesellenkleidung an, that seinen Mantel um, steckte seine besten Sachen in die Taschen, nahm seinen Schlüssel, einige Kienspäne, einen Schwefelfaden und ein großes Stück faules Holz. Letzteres zündete er an seiner Lampe an, daß es langsam fortglimmte. Dann löschte er die Lampe aus und schlich leisen Trittes hinüber zum Hause des Gefangenwärters.

Er wußte, daß hier alles schlief. Die Häuser waren innerhalb der Schloßmauer nicht zugeschlossen, da die Thore gut verwahrt waren; so denn auch dieses nicht. Er klinkte behutsam auf und ging die Treppe so leise und sacht hinauf, daß er sich kaum zu atmen getraute. Da stieß er oben auf ein Hinderniß, das er nicht gekannt hatte. Am Ende der Treppe lag eine verschlossene Thür.

Er hatte sich in der That erschrocken, denn darauf war er nicht gefaßt. Bitternd stand er da und wußte nicht, was er beginnen sollte. Das glimmende faule Holz zeigte ihm das mächtige Schlüßelloch. Mehr mechanisch als mit Überlegung probierte er den ihm übersandten Schlüssel, der Schließhaken sprang schnappend zurück und die Thür war geöffnet.

Die Freude machte ihn fast bestürzt, sein Puls schlug fieberisch. Er lauschte, ob auch niemand sich rühre. Dann öffnete er behutsam die Thür. Sie pfiff in ihren Angeln und er zog die Hände zurück. Er hob sie mittels des Schlosses etwas in die Höhe und sie war geöffnet.

Vorwärts drang er leis auftretend mit ungestümer Hast. Der



Schlüssel schloß die schwere Eisentür des Turmes, sie war nicht ohne einiges Geräusch zu öffnen. Endlich war sie so weit aufgemacht, daß er hindurchschlüpfen konnte. In dem dicken Turme brauchte er sich nicht so sehr in acht zu nehmen, denn durch seine Mauern schallte wohl kein Laut hindurch. Er zündete seinen Schwefelfaden an, legte das faule Holz auf einen Mauersims, steckte einen Rienspan an und trat an die Binde, indem er den Span in eine Spalte der Umwehrung klemmte.

Jetzt Herr, rief er, ist der glückliche Augenblick, euch zu befreien. Ich lasse euch das Seil hinunter, hängt euch daran und ich winde euch in die Höhe, aber schnell, denn die Zeit ist kostbar. Gebt mir ein Zeichen, wenn ich aufwinden soll.

Herzog. Gott sei gelobt, ich bin bereit! —

Das Seil fuhr hinunter und gleich darauf rief der Herzog: Hoch! Heinrich wand mit Mühe und Macht und bald darauf war der Herzog oben. Er zündete den zweiten Rienspan an und erschrak über das Aussehen des Herzogs. Bläß, mit langem verwilderten Bart und Haar, unsauber, barfuß und kaum notdürftig bekleidet stand der Herzog da\*) und schaute Heinrich mit eingefallenen Augen an. Herr Gott, flüsterte dieser entsetzt, nun habe ich vergessen, daß ihr barfuß seid und ungenügend bekleidet! Was ist nun zu machen? —

Herzog. Laß gut sein, mein Sohn. Mein Körper und meine Füße haben sich so an die Kälte gewöhnt, daß uns das nicht hindern soll. Nur schnell, die Freiheit winkt, und dieser Gedanke gießt neue Lebenswärme in meine Adern.

Heinrich. Hier werft wenigstens meinen Mantel über. Wir dürfen uns nicht verweilen. Seid ganz still, tretet recht leise auf; gebt mir eure Hand und folgt mir.

Mitten im Gange des Turmgemäuers verlosch der Rienspan. Heinrich legte ihn glimmend auf den kalten Stein und tappte vorwärts.

Sie kamen an die zweite Thür. Sie war halb zugefallen und mußte erst weiter geöffnet werden, wobei sie abermals pfiß. Beide sprangen unwillkürlich vor dem Geräusche zurück. Heinrich ergriff den Herzog und zog ihn die Treppe herab.

Vater, es spukt! rief Gretens helle Stimme. Heinrich überlief ein Schauer. Kommt, kommt schnell, flüsterte er und gleich darauf waren beide im Hofe.

Er führte den Herzog um die Ecke des Hauses in die Nähe eines Schuppens, unter welchem die Feuerleitern lagen. Eine derselben ergriff er, die er sich schon vorher zurecht gelegt haben mußte, und eilte zur Mauer. Der Herzog folgte ihm.

\*) Wusterwiß bei Haftiz, ap. h. a. Angelus, Annales march. S. 182.

Klettert schnell hinauf, flüsterte er, ich folge euch. Nun steigt auf die Mauer. Der Herzog verließ die Leiter, Heinrich that es auf der andern Seite. Sie zogen gemeinschaftlich die Leiter in die Höhe, kippten sie über und kletterten dann außen hinunter.

Nun hier links, sagte Heinrich, eilt schnell, daß ihr nach dem nächsten Busche am linken Ufer kommt, dort müßt ihre eure Leute finden, sie sind bestellt. Ruft nur, wenn sie nicht aufpassen sollten.

Dank, herzlichen Dank, mein Sohn, sprach der Herzog. Gehst du nicht mit mir? —

Heinrich. Weiß ich doch selbst nicht, was ich machen soll. Kommt nur vorwärts, laßt uns eilen! Indem ertönte ein Hornruf vom Turme des Thores und man vernahm innerhalb der Mauer Rufen. Heiliger Gott, eure Flucht ist schon entdeckt! rief Heinrich. Nun um Gottes willen, laßt uns laufen, was wir können, so lange noch Ddem in uns ist.

Beide rannten mit Anstrengung aller ihrer Kräfte am Ufer der Havel entlang nach dem Elsengebüsch hin. Die Nacht war finster, der Himmel bedeckt. Man konnte wenig sehen. Nur des Herzogs Augen, an die Dunkelheit gewöhnt, sahen ziemlich gut. In kaum einer Viertelstunde waren sie im Elsengebüsch. Doch wagten sie nicht zu rufen, weil die Quitzowschen Leute vielleicht schon außerhalb der Burg waren. Ein Trost war es ihnen, daß ihre Fußstapfen nicht gesehen werden konnten, denn der Boden war steinhart gefroren. Eiligst suchten sie sich immer weiter von der Burg zu entfernen.

Sie vernahmen hinter sich Hundegebell, Pferdewiehern und Rufen. Man verfolgt uns, rief der Herzog, gebe Gott, daß die Feinde ihre Schritte nicht hierher lenken, denn ich wüßte nicht, wo wir uns hier vor ihnen verbergen sollten. — Mit Schrecken bemerkte Heinrich, daß der Herzog anfing zu hinken. Ach Gott, ihr könnt nicht fort, gnädiger Herr, ihr habt euch ohne Zweifel die Füße verletzt, sprach er.

Herzog. So ist es. Der Boden ist zu uneben und zu steif gefroren. Jeder Maulwurfshaufen ist rauh wie eine Hechel, die Füße schmerzen mich sehr.

Hilf Himmel, was machen wir, jammerte Heinrich. Wißt ihr was, gnädiger Herr? Steigt auf meinen Rücken, ich bin jung und kräftig, still stehen dürfen wir nicht, weder der Kälte, noch unserer Feinde wegen. Eine Weile halte ich es schon aus, euch zu tragen.

Herzog. Du hast viel Liebe für mich, mein Sohn, und wahrhaftig, ein Herzog macht nicht oft eine so tröstliche Erfahrung. Sie thut mir wohl in meinem Unglück und richtet mich auf. Wohlan denn, mache den Versuch, denn ich kann in der That kaum weiter.

Heinrich nahm den Herzog auf den Rücken, und wandte sich rechts.

Nach etwa drei Viertelstunden hatte er die Havel erreicht. Dort setzte er den Herzog nieder und unterstützte ihn beim Weitergehen. Eine Weile ging es ziemlich, obwohl langsam und in sehr kurzen Schritten. Es hilft nichts, sagte der Herzog, wir kommen nicht weiter. Die Füße werden mir steif und ich kann sie kaum mehr fortbewegen. Laß uns wieder nach dem Ufer gehen. Gott weiß, was wir anfangen sollen, aber ich muß mich niedersetzen, denn ich kann nicht mehr.

Fast ergriff Verzweiflung Winters Seele. Es ist gräßlich, knirschte er in sich hinein und wendete den Schritt links. Sie kamen an das Ufer. Es war etwas erhöht, das Wasser hatte es ausgespült und Aushöhlungen darin gemacht, welche als Rückenlehnen dienen konnten und Schutz gegen den leise wehenden Luftstrom darboten. Wartet, sprach Heinrich, ich hole trockene Blätter und mache uns eine Lagerstelle, damit wir nicht nötig haben, auf dem gefrorenen Boden zu liegen, der uns alle Wärme aus dem Körper zieht. Die Blätter waren in dem anstoßenden Elfenbruche bald gefunden, selbst der Herzog half, so weit er konnte. Es war ein ziemlicher Haufen zusammen gebracht. Heinrich breitete sie in der schmalen Bucht aus, setzte sich darauf, lehnte den Rücken an die gefrorene Erde und sprach: Nun setzt euch mir auf den Schoß, und breitet den Mantel über euch, so wärmen wir uns beide aneinander und können auch, wenn ihr wollt, abwechseln, daß ich nachher oben sitze. Eure Beine steckt hier in meine Pelzkappe und dann dort in das Laub vor euch und ich hoffe, wir wollen auf diese Art wohl lebend den Morgen erwarten.